Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 11

Rubrik: Brief aus

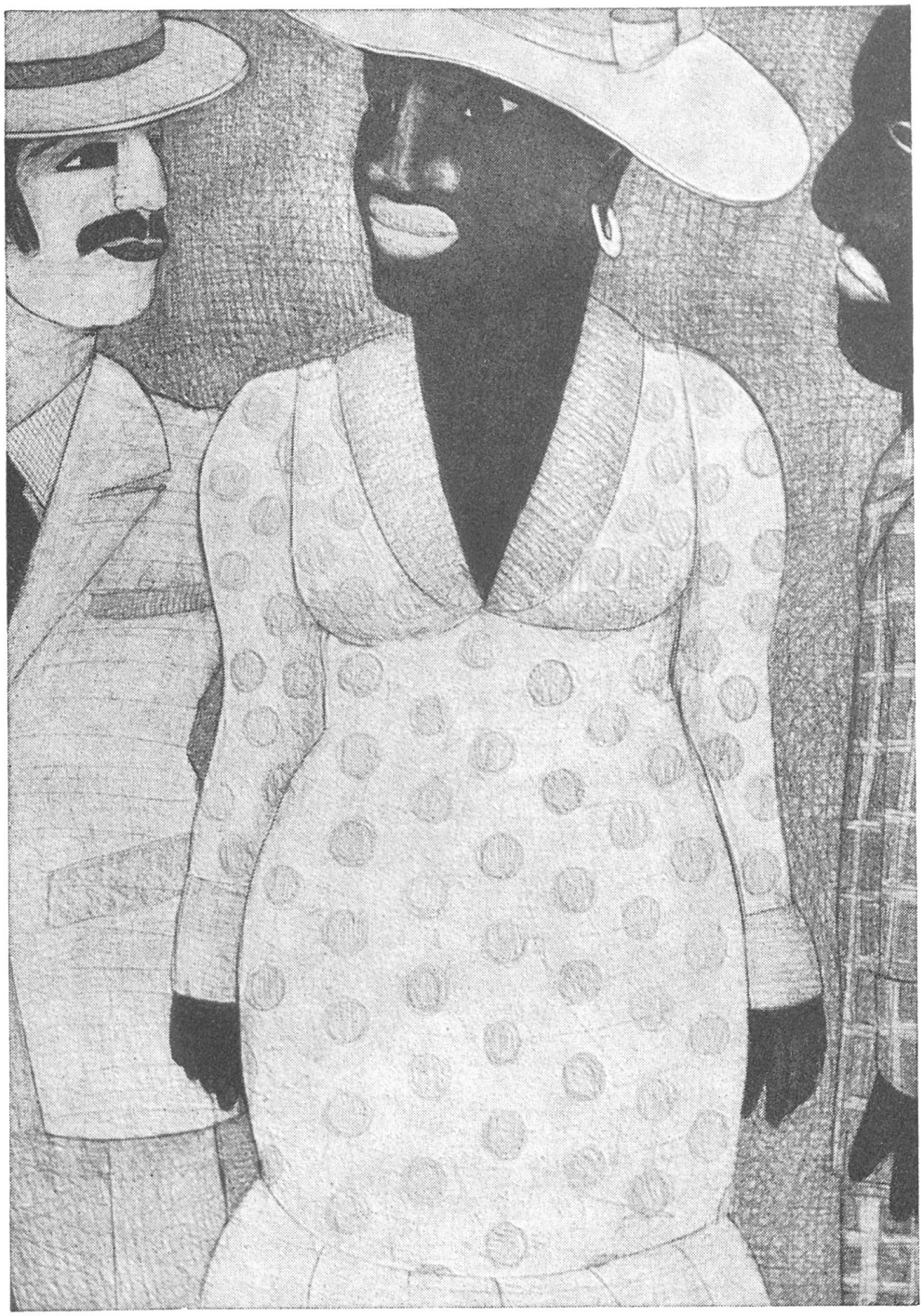
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



lich aus dem klobigen und pfeilhaft auswinkelnden Auge, an der fleischigen, doch mit messerscharfem Rücken versehenen Nase eckig hart, wie ein natürliches Auge nie ist. Dadurch drückt der Maler jene sinnliche Brutalität aus, die durch Balkenschnauz, spöttisch gezogenen Mund und massig unförmige Kinnpartie bestätigt wird. Wieviel sagt Sandoz mit seinen so einfachen Mitteln!

Die Negerin selber, in die Mitte zwischen Weiß und Schwarz gestellt, dominiert durch ihre begehrte Leiblichkeit in großgetupftem Kleid, Gesicht und Augen schräg nach vorn gerichtet. Unsicherheit und stummes Erschrecken sind ihr abzulesen. Wie soll sie sich entscheiden? Treue zur Rasse? Der «weißen» Verlockung nachgeben? Sie gefällt sich in ihrer umworbenen Jugend.

Brief aus

Luzern

Preise der Schönheit

Mein lieber Schweizer Spiegel! Im letzten Spätherbst zirkulierte in Luzern die etwas gezielt boshafte Scherzfrage: «Was ist das? Es ist blau, innen faul und fällt im Frühling herunter.» Die Antwort lautete: Der Fußball-Club Luzern. Gemeint war der Abstieg aus der Nationalliga A in die Liga B. Das traf dann wirklich ein – und war natürlich ein Landesunglück! Am familiären Mittagstisch wurden Schweigeminuten eingeschaltet. Man trägt das Club-Abzeichen wieder auf der Innenseite des Revers, und den ganz Eingefleischten will, nach Monaten noch, die Freude an den schönen Sommertagen nicht kommen.

Doch man hat sogar zuständigenorts erkannt, daß paradoxerweise (wirklich?) die höchstdotierten Spieler die faulsten Eier waren. Ja, daß man bereit war, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen, das erhellt dem trauernden Fan den hoffnungsvollen Horizont, die von ihren Saugnäpfchen befreite, junge und kämpferische Mannschaft werde bald wieder in den «höheren Sphären» mitmixen. Ihre letzten, schönen Spiele berechtigen durchaus zu dieser Annahme.

Aber auch anderweitig hat der Luzerner Frühling Ernüchterung gebracht: Die einheimischen Künstler hielten vergeblich Ausschau nach dem Kunstpreis. Was als leuchtende Sonne angekündigt, erwies sich dieses Jahr als neckisch aufleuchtendes Sternschnüppchen, über unsere engen Gemarchungen hinwegrasend, weit, weit

ostwärts, um im vorausberechneten Zielraum über dem Dirigentenpult der Wiener Philharmoniker niederzugehen. Direkt auf das edle Haupt Herbert von Karajans. Wird *der* Freude gehabt haben! Im ersten Überschwang soll er einen Salto vivace gedreht und dann das Opernhaus, diskret einen Ländler vor sich hin trällernd, verlassen haben.

Wahrscheinlich zog es ihn unwiderstehlich zu Fritz Wotruba, der, ebenfalls zutiefst mit Luzern verbunden, kürzlich durch die Kirchgemeinde mit einer großen Aufgabe betraut wurde: Er schuf für die Michaelskirche den gesamten plastischen Schmuck – sozusagen direkt aus dem Prater. Die verschiedenorts aufkeimende Kritik ist bald wieder verstummt: Dem großen Altarstein waren von der langen Anreise fein zierlich die Kanten und damit der Kritik auch die Spitze gebrochen. Und da das Sakramentshäuschen in seinen Proportionen stark an die vertraute Form einer Hausapotheke gemahnt, fanden unsere fröhlichen Künstler schnell ein Trostpflästerchen für den entgangenen Auftrag.

Nach diesem kurzen Exkurs durch die sakrale Kunst bzw. in den Wiener Heurigen nun aber schnell zurück zu Herbert von Karajan. Wir freuen uns, einen so weltbekannten Genius in den bescheidenen Nerz des Luzerner Kunstpreises eingehüllt zu sehen. Hoffentlich erwachsen dem Künstler mit der überreichten Un-Summe keine Anlageschwierigkeiten . . .

Damit wäre der Luzerner Kunstpreiskommission der Sprung in die hohe Sphäre des Internationalen Musiklebens geglückt, uns aber bleibt die Frage, ob die Behörde nicht in geeigneteren Proportionen entschieden hätte, Herbert von Karajan zum Ehrenbürger unserer Stadt zu ernennen? Nachdem das neue Hallenbad für unsere Stadtbürger sowieso schon zu klein ist, wäre es auf diesen Einen wirklich nicht mehr angekommen.

Wir freuen uns aufrichtig ob des gelungenen Bauwerks, das zu den schönsten modernen Bauten unserer näheren Umgebung zählt. Die eigentliche Schwimmhalle ist Trägerin eines ebenso riesigen wie herrlichen Wandbildes in zweifarbigem Aluminium-Guß Hans Ernis, der damit endlich, endlich in seiner Vaterstadt eine sich längst aufdrängende (und längst überflüssig gewordene) Anerkennung erhält.

Ebenfalls mit dem Wasser und seinen Ufern zu tun, aber von bedeutend weniger gutem Stern begleitet und mit reduzierter Weitsicht gefaßt, scheint mir der unglückliche Beschluß unseres Stadtrates, das linke Seeufer weiterhin mit der Hypothek eines Kies- und Schotterwerkes zu belasten. Daß hier vor durchsichtigen Partei-Kombinationen das hohe Lied unserer Stadtväter vom «Allgemein-Wohl» ertönt, wird die Nachwelt nicht über unsere Unterlassungs-Sünden hinwegzutrösten vermögen.

Es läge nun am Souverän der Leuchtenstadt, sich das eigene Gärtchen nicht durch politische Rücksichten oder sogar persönliche Interessen verschandeln zu lassen. Sonst werden unser herrliches Seeufer auf eine Postkarten-Erinnerung und die Naturschönheiten auf ein paar Gartenzwerge reduziert. Und das steht nicht nur, aber auch in einem gewissen Gegensatz zur Schönheit, die an den Musikfestwochen jetzt wieder zur Geltung kommen wird.

Mit herzlichen Grüßen
Edi Renggli

Stellungnahmen zur Ausländerfrage

Aus zahlreichen Zuschriften

Ältere sollen arbeiten dürfen!

Wenn wir die Ausländerzahlen reduzieren wollen, müssen die Schweizer wieder mehr arbeiten. Eine Reserve dafür sind die Pensionierten. Die Menschen sind heute länger arbeitsfähig als vor dreißig Jahren und werden früher pensioniert. Oft sind sie selber damit ganz unzufrieden, haben keine rechte Aufgabe mehr. Man erwischt also zwei Fliegen auf einen Schlag, wenn man in geeigneter Form auf diese Leute zurückgreift: erstens erleichtert man die Lösung des Ausländerproblems, und zweitens verhilft man den noch arbeitsfähigen Älteren zu einem sinnvollen Leben. O. R. in Z.

Aus der Sicht des Arztes

Die Artikel von Professor Hans Steiner (Februar- und April-Nummer) haben auch auf mich wie eine Erlösung gewirkt. Endlich wagt jemand, die Probleme offen aufzuzeigen! Dabei beschäftigen diese Fragen weiteste Kreise.

Immer häufiger höre ich von Patienten, welche die Wohnung wechseln, weil sie die Ruhestörungen durch ihre südländischen Nachbarn nicht mehr ertrügen. Die leitenden Persönlichkeiten von Geschäften und Fabriken verspüren davon in ihren Einfamilienhäusern wenig. Vorarbeiter sind mit ihren Nerven zu Ende, weil sie jetzt mit Fremdsprachigen, von denen die meisten sich drückten, wenn man ihnen den Rücken kehre, mehr herausbringen müssen als früher mit Schweizern. Eine alte Arbeiterin klagt, die Schweizerinnen müßten die Hauptarbeit leisten und den Ausländerinnen lasse man alles durch.

Weitherum herrscht die Mentalität, ein Betrieb sei nicht gesund, wenn der Umsatz nicht jährlich um 10 Prozent steige: in diesem egoistischen, übertriebenen Expansionsdrang liegt die Quelle des Übels. Eine Million Ausländer sind zu viel.

Dr. med. E. Sch. in B.

Rationalisieren!

Die Ausländerfrage ist zum Teil ein Problem der Einsparung von Arbeitskräften. Da läßt sich in Handel und Industrie noch viel vereinfachen, nicht etwa nur durch Computer. Um ein einziges Beispiel zu nennen: Kürzlich kaufte bei mir eine Firma einen Duden; die schriftliche Bestellung war mit drei Unterschriften versehen! F. A. in Z.